In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 113 | Posen, den 18. Mai 1929 | 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(10. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Über zweihundert deutsche Ärzte aus Berlin und allen Teilen des Reichs hatten sich bereits zur Teilnahme gemeldet, unter ihnen mehrere gute Bekannte Steffens, natürlich auch sein bester Freund, der kleine Marnitz. Von Anfang an war es zwischen ihnen beschlossene Sache, sich anzuschließen; beide freuten sich, einmal aus dem Alltagsleben herauszukommen, ganz und gar heraus, neue Eindrücke zu gewinnen, neue Verhältnisse kennen zu lernen.

Ganz abgesehen von dem Ziel und Zweck der Reise, von dem Nutzen, den Lehren und Erfahrungen, die sie für ihren Beruf mit nach Hause brachten.

Bis die Verlobung dazwischen kam. Steffen wußte nicht recht, war im Zweifel, ob er das seiner Braut zumuten durfte, das von ihr verlangen konnte. Eine Studienfahrt nach Amerika als Hochzeitsreise! Es war gerade nicht herkömmlich, war immerhin neu, etwas seltsam, beinahe abenteuerlich.

Aber er stieß kaum auf Widerspruch — im Gegenteil. Im ersten Augenblick war Erika zwar etwas überrascht, gewöhnte sich aber bald an den Gedanken. Man machte ja heutzutage die sonderbarsten Hochzeitsreisen — im Kraftwagen, auf der Segeljacht, sogar im Luftschiff, warum nicht eine Fahrt durch die neue Welt? Das war doch gar nichts so Außergewöhnliches. Außerdem kannte sie den Ozean nicht, war nie auf einem Riesendampfer gewesen, und das Leben an Bord — mußte doch entzückend sein! —

Was half es also! Die Mama mußte nachgeben — wenn auch mit schwerem Herzen, mit feuchten Augen — und an demselben Tage, zur selben Stunde, wo Gottfried Hahnebusch mit seiner treuen Berta nach dem sonnigen Süden fuhr, fuhr Steffen mit seiner jungen Frau nach Norden.

Fast noch eine Woche hatten sie für sich, ehe der Dampfer von Kuxhaven in See ging, und diese Zeit über blieben sie in Hamburg, schlenderten an der Alster, in der Stadt umher, besuchten die Umgebung.

Am letzten Abend langte Marnitz an, in herrlichster Laune, wahrhaft ausgelassen — diese Aussicht — für sechs Wochen ein freier, unabhängiger Mann! — fuhr mit ihnen ins Hotel, und am nächsten Morgen in aller Frühe brachte sie ein Sonderzug nach Kuxhaven.

Da lag der Riese. Still, unbeweglich wie im Schlaf. Eine breite Landungsbrücke. Ein Strom von Menschen. Geschäftige Stewards. Trompetenstoß. „Alles an Bord." Die Schiffskapelle. Musik. Ein dumpfes Geräusch — wie tief unterm Wasser. Der Riese erwacht, schüttelt sich, bewegt sich . . .

Leb' wohl, Europa! — — —

Das junge Paar dachte noch lange an diese Amerikafahrt, zehrte lange von den Erinnerungen.

Die Ausreise war schön gewesen. Wunderschön. Kein Sturm, selbst nicht im Kanal. Herrliches Wetter. Blauer Himmel. Blaue See. Die ganze Woche hindurch. Bis sie drüben landeten.

Eine andere Welt. Turmhohe Häuser, die „Wolkenkratzer". Stockwerk über Stockwerk. Flutender Verkehr.



Ein Hasten und Jagen. Schlimmer als in Berlin. Riesige Hotels mit winzigen kleinen Zimmern. Nur das Nötigste. Alles einfach, zweckmäßig. Die schönen, luftigen Eisenbahnwagen mit allen Bequemlichkeiten. Wie fahrbare Wohnungen. Die großen öffentlichen Anstalten, Krankenhäuser, Schlachträume — alles ins Ungeheure, Ungemessene. Vieles neu, bewundernswert, mustergültig. Vernünftiger, vollkommener als bei uns. Aber dort leben —? Für immer leben —? Nein. Denn die Menschen scheint nur eins zu locken: Geld, Geld, Geld. Nur ein Trieb scheint sie zu leiten, zu beleben, zu beseelen: Verdienen, Verdienen, Verdienen . . .

Und dann die Rückfahrt: Böses Wetter. Sturm und bewegte See. Steffen merkte nichts ebenso wie Marnitz als alte Wasserratten. Aber sonst — o Graus —. Das halbe Schiff seekrank, mehr tot als lebendig.

Auch Erika. Ihr war elend, zum Sterben elend. Als ob ihr letztes Stündlein geschlagen hatte. Und tagelang. Sie traute sich gar nicht an Deck, blieb ruhig in ihrer Kabine. Und nichts dagegen zu machen. Nur ein Mittel: das Land, das feste Land. Aber mitten auf dem Ozean —? Aussteigen war doch unmöglich.

Steffen machte sich Vorwürfe, klagte sich selbst an. Warum hatte er die Reise gemacht? Warum sie mitgenommen? Ein junges Mädchen, das auf dem Lande groß geworden war, das Wasser nicht kannte, das nicht seefest war?

Erika schien sich davon gar nicht mehr recht zu erholen, nicht wieder frisch und munter zu werden.

Oder hatte auch anderes schuld —? Die Stadt? Das beengte Wohnen? Die ganze veränderte Lebensweise?

Sie war draußen im Vorort groß geworden. In der Freiheit. In frischer Luft. Im Garten und Wald. Und in einem weitläufigen, geräumigen Haus, in dem jeder für sich sein konnte. Allein und ungestört, wenn er wollte. Keine Beschränkung kannte.

Und nun mitten in der Großstadt. In einem endlosen Häusermeer, einer wahren Steinwüste. Wohin man sah, überall Wände, hohe Wände, kein Ausblick, keine Fernsicht, nur lange, endlos lange Straßenzüge, nicht Busch noch Baum, Wiese und Feld, Wasser und Wald, kaum ein Stück blauen Himmels zwischen den Dächern. Festgebannt in ein paar Räume, die man mit wenigen Schritten durchmessen konnte. Wie gefangen. Wie im Käfig.

Und dazu ihre Erziehung. Von Kind auf verwöhnt, zu nichts angehalten, zu keiner Arbeit, keinem Beruf, keinen häuslichen Pflichten. Der Papa hatte keine Zeit gehabt, sich nicht viel darum kümmern können, und die Mama zu nachsichtig, zu gutmütig, ihre Töchter gehörig „heranzukriegen", sie bei den Ohren zu nehmen und ihnen die Hauswirtschaft beizubringen. War ja schließlich auch nicht nötig, würde niemals nötig sein, denn das Geld war ja da — Geld genug, daß man sich alle Dienstboten halten konnte, die man brauchte. Wozu also die Kinder quälen —?

Erika spielte Klavier, zeichnete, malte. Aber nichts ganz ernstlich, mit Eifer, voll Liebe und Hingebung — nein — alles halb, alles spielerisch, zum Zeitvertreib — nur so lange wie es Spaß und Vergnügen machte. Mehr eine bloße Laune als lebendige Betätigung, keine notwendige Äußerung des inneren Menschen.

Daß sie eine schlechte Hausfrau war, von Küche und Keller nichts verstand, hatte sie gleich gesagt. Hatte lachend gemeint, sie könnte kein Ei kochen, keine Tasse Kaffee machen. Sie war nicht so „materiell" wie ihre Schwester Berta, die gern den Kochlöffel schwang, in jeden Topf guckte. Und sie wollte auch nicht so sein — nein, wollte gar nicht.

Das wußte Steffen. Und die gute Mama auch. Die gute Mama hatte gleich danach gehandelt, hatte in weiser Vorsorge der jungen Frau ihre eigene Köchin mitgegeben, eine tüchtige, bewährte, zuverlässige Köchin, die schon zehn Jahre bei ihr in Dienst war. Und dazu ein Hausmädchen, das sie selbst angelernt hatte.

Also war Erika versorgt. Brauchte sich um nichts zu kümmern, konnte die Hände in den Schoß legen. Wie daheim, wie früher zu Hause. Es war genau dasselbe. Als ob sich nichts geändert hätte.

Die Wintermonate vergingen. Und alles verlief ruhig, friedlich, still.

Steffen arbeitete wir immer, hatte gleich nach der Heimkehr von der Amerikareise seinen Beruf, sein gewohntes Leben wieder aufgenommen: Zuerst morgens die Sprechstunde, dann die Besuche außer dem Hause, nachmittags wieder Sprechstunde und dann unterwegs, hierhin und dorthin, kürzere oder längere Zeit — je nachdem — wie es gerade kam. Und des Abends zu Hause, in Gesellschaft, in einem Theater oder wo es war.

Zuerst teilte die junge Frau das Leben ihres Mannes, teilte es redlich. Stand morgens mit ihm auf, nahm das Frühstück mit ihm, las die Zeitung oder ein Buch, machte sich zurecht und begleitete ihn auf seinen Wegen. Steffen hatte das gern, freute sich dazu, nahm einen Wagen, und während er seine Besuche machte, blieb sie unten sitzen.

Aber das war nicht von Dauer, währte nicht lange. Kaum zwei Wochen. So ganz allein — und in die Ecke gedrückt — und warten — oft dauerte es so lange, bis Steffen wiederkam — endlos lange — sie langweilte sich, wurde ungeduldig, fror — nein — das mochte sie nicht, konnte sie nicht, hielt sie nicht aus.

Und sie ließ es, begleitete ihn nicht mehr, blieb daheim.

Nun gut. Steffen ging allein, sagte nichts, gab sich zufrieden, sah alles ein: gewiß, ein Vergnügen war's nicht — nein. — —

Aber er verlor die Hoffnung nicht, bemühte sich mit aller Kraft, seine Frau zur Genossin seiner Arbeit, zur Helferin heranzuziehen und zu bilden. Das war immer sein Traum gewesen, hatte ihm vorgeschwebt als Höchstes und Schönstes: Mann und Weib nicht nur ehelich verbunden, durch äußere und innere Bande — die Geschlechter, die sich suchten — Mann und Weib auch Freunde und Kameraden mit einer Lebensaufgabe, einem Ziel vor Augen.

Wie mußte das herrlich sein —!

Aber daß zwei solche Menschen sich zusammenfanden, war wohl eine Ausnahme, war selten, unendlich selten, war zu viel des Glückes, zu viel verlangt vom Schicksal. Man mußte ablassen von seiner hohen, allzu hohen Forderung, mußte sich begnügen. — Ach, das Leben — das machte bescheiden . . .



Erika hatte vielleicht die beste Absicht, hatte sich auch Mühe gegeben — im Anfang wenigstens. Aber was half das alles! Sie konnte kein Blut sehen, wurde beim ersten Tropfen blaß, hielt sich beim leisesten Aufschrei die Ohren zu und lief davon. Nerven — Nerven! Es war nicht möglich, sie **konnte** nicht . . .

Steffen dachte, das wird sich geben — wird anders werden — mit der Zeit — nur Geduld haben — Geduld. — Er versuchte alles mögliche: sprach immer wieder auf sie ein, beruhigte sie, ermutigte sie. So viele junge Studenten müßten dasselbe durchmachen, schauderten zusammen, wenn sie das erste Blut fließen sähen, und würden nachher die besten, ruhigsten Ärzte. Gewohnheit — alles Gewohnheit — nur aushalten, sich ein bißchen zwingen, die Zähne zusammenbeißen —!

Aber da fehlte es, versagte Erika. Sie war zu schwach, hatte keine Kraft, keinen Willen.

Und sie änderte sich nicht, gewöhnte sich nicht — im Gegenteil. Es wurde schlimmer — immer schlimmer mit der Zeit. Diese Sprechstunden waren ihr Schrecken, wurden ihr ein Greuel. Am liebsten kam sie gar nicht nach vorn, hielt sich hinten in ihrem Schlafzimmer, wo sie keinen Laut vernahm, nichts sah und nichts hörte.

So gewöhnte sie sich allmählich an, im Bett zu bleiben, ließ sich das Frühstück bringen, las die Zeitungen und stand spät auf, am hellen Vormittag.

Was hatte sie morgens überhaupt von ihrem Mann? Gar nichts, sah ihn kaum — nur den Augenblick am Kaffeetisch.

Erst die Sprechstunde und dann die Besuche, die oft Stunden und Stunden dauerten, daß sie mittags mit dem Essen warten mußte. Den ganzen Vormittag war sie allein — mutterseelenallein. Was sollte sie anfangen —?

Und die Abende —? Steffen liebte die Arbeit, die ihm Lebensbedürfnis war, gönnte sich keine Stunde Ruhe und Erholung, brauchte sie auch nicht bei seinem kräftigen, widerstandsfähigen Körper, aber wenn er sein Teil redlich geschafft hatte, nach seinem Tagewerk, liebte er auch frohe Geselligkeit, ein anregendes Gespräch, eine Sitzung mit guten Freunden bei gutem Trunk.

Sie gingen auch zu Gast, hatten selbst Gäste bei sich. Fuhren einmal zu der Mama nach Schlachtensee hinaus, ließen sich auch bei Baumeisters und dem Ehepaar Hahnebusch sehen, wenn es sein mußte, gaben kleine Gesellschaften, luden Lankows Bekannte ein, meist junge Ärzte mit ihren Frauen oder noch Junggesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Beruf.

Mein Freund Cäsar Schnaft konnte immer nicht recht vorwärts kommen, obgleich seine Mama stets behauptete, er sei hervorragend begabt. Er machte jede Klasse zweimal durch; denn doppelt genäht hält besser. Aber nachher wollte sich niemand mehr finden, der die Geduld hatte, es zweimal mit ihm zu versuchen, und so war er meistens „augenblicklich ohne Beruf".

Wo man ihn traf, pumpte er einen an. Und dann vergaß er, daß er der schuldige Teil war, und mahnte. Das war von seiner Seite gewissermaßen genial, aber für die andere Partei manchmal peinlich. Denn es gelang ihm meistens, seinen Gegner in schwere Zweifel über das gegenseitige Borgverhältnis zu stürzen, und dann hatte er schon gewonnenes Spiel. Daran ist aber die deutsche Sprache schuld. Was ist das für eine höllische Erfindung, daß „Ich borge" sowohl bedeutet: „Ich borge dir", als auch: „Ich borge von dir".

Aber jetzt braucht er keinen mehr anzupumpen. Er hat seine Lebensaufgabe gefunden. Das heißt, Lebensaufgaben zu finden ist eigentlich gar nicht so schwer. Es fragt sich nur, ob sie lohnend sind. Ich habe auch eine Lebensaufgabe. Sie besteht darin, eine Frau, sechs hungrige Töchter und zwei noch hungrigere Dienstmädchen durchzubringen. Das ist nicht lohnend.

Aber Cäsar Schnaft . . .

Also neulich traf ich ihn. Er grüßte leutselig und machte keinen Versuch mich anzuhalten. Ich dachte mir: Wir hast du dich verändert, und wagte es meinerseits, ihn anzuhalten.

„Na, alter Freund, wie geht's?" fragte ich ihn vorsichtig, indem ich feststellte, daß er neu eingekleidet, also augenblicklich ziemlich ungefährlich war.

„Welche Frage!" antwortete er strahlend. „Ausgezeichnet. Mir ist es immer ausgezeichnet gegangen, aber so ausgezeichnet wie jetzt allerdings noch nie."

„So? Und was machst du jetzt? Tanzkavalier, Reisebegleiter, Geheimsekretär, Heiratsvermittler, Privatdetektiv?"

Er schüttelte zu allem den Kopf mit einem Mussoliniblick, der mich merklich einschüchterte.

„Alles schon dagewesen," sagte er. „Alles nichts für mich. Du verstehst wohl, für mich konnte nur etwas durchaus Neues in Frage kommen. Ich habe ihn gefunden, den Beruf, der allein für meine Genialität ein geeignetes Feld der Tätigkeit darstellt. Ich löse Preisausschreiben. Das macht wenig Arbeit und bringt viel ein."

Ich machte den Mund auf, aber ich hatte beinahe vergessen, daß ich auch etwas sagen wollte.

„So?" stotterte ich hilflos. „Ist das jetzt der neueste Beruf?"

„Vorläufig nur meiner. Wenn er sich zu sehr einbürgern sollte, muß ich mir wohl etwas noch Neueres suchen. Aber ich bin sehr zufrieden, daß ich mich dazu entschlossen habe, vorgestern. Da kaufte ich mir nämlich die „Illustrierte". Das hat nur 60 Groschen gekostet, und es wird mir in diesem Monat rund 5000 Mark einbringen. Für den Anfang ganz nett, nicht?"

Ich machte wieder den Mund auf, aber diesmal sagte ich wirklich nichts, denn meine Frau, die sechs Töchter und die zwei Dienstmädchen steckten mir in der Kehle.

„Willst du wissen, wie man das macht?" fragte er triumphierend. „Ich will dir mein Geheimnis verraten. Du wirst's ja nicht weitererzählen, sonst wird die Konkurrenz gleich zu groß. Also, du siehst dir die Annoncen in den illustrierten Zeitschriften an. Nicht die Heiratsannoncen oder gar die Stellenangebote, sondern die Reklameangebote der verschiedenen Firmen. Da ist zum Beispiel die Schokoladenfabrik Maux und Sohn. Sie sucht einen Namen für ihr neuestes Fabrikat, weil sie angeblich nicht imstande ist, ihn selbst zu erfinden. Man meldet sich, bekommt eine Tafel gratis — zur Inspiration —, erfindet den Namen, schickt ihn ein und bekommt noch ein paar hundert Mark für die geniale Idee."

„Und wie heißt der Name, den man da erfinden muß?" fragte ich. Denn die Sache leuchtete mir ein.

„Das hängt von der persönlichen Begabung ab," sagte er hohnlächelnd. „Den ersten Preis bekommst du bestimmt nicht. Der Name, den ich erfunden habe, ist einfach unwiderstehlich. Etwas Geist gehört schon dazu. Ein einziges Wort, bedenke, und was das alles sagen soll! Reklameverse sind viel leichter. Da will zum Beispiel die Milchtopffabrik „Mimi" einen Reklamevers haben in zwei Zeilen. Der erste Preis sind tausend Mark. Aber der ist so gut wie weg. Es gibt allerdings noch Geldpreise bis zu zwanzig Mark abwärts und dann noch ein paar Trostpreise, Milchtöpfe „Mimi" natürlich. So einen könntest du ja eventuell noch erwischen. Er hilft enorm sparen. Du brauchst nur die Annonce durchzulesen."

„Das ließe sich hören. Den Milchtopf könnte ich ja meiner Frau zum Geburtstag schenken. Doch, ich kenne Männer, die so etwas tun. Allerdings weiß ich nicht, ob in unserm Haushalt noch viel Milch konsumiert wird. Die Jüngste ist in Obertertia. Aber vielleicht kann man auch was anderes drin kochen. Ich wäre zum Beispiel für Eisbeine."

„Dann ist da noch eine witzige Sache," fuhr Cäsar fort, „mit dem Titel: Was sagt der Kaktus? Ein Preisausschreiben der Firma Taky. Ich wußte ja gar nicht, was Taky ist, aber Mizzi hat es mir erklärt. Die Geschichte ist lächerlich einfach. Man braucht sich nur eine Tube Taky zu kaufen und den Garantieschein einzuschicken, der beigepackt ist. Mit der Auflösung natürlich. Erster Preis tausend Mark. Ich würde dir ja die Auflösung sagen, aber du weißt: die Konkurrenz. Die Tube habe ich Mizzi geschenkt."

Auch das schien mir annehmbar. Was Cäsar Mizzi schenkte, konnte ich sicher zur Not auch meiner Frau schenken.

„Und dann habe ich sogar schon eine Sommerreise in Aussicht. Ueberschrift: „Mit Eppstein in den sonnigen Süden." Eppstein ist nämlich eine Zigarettenfabrik. Man braucht nur Bilder zu sammeln und nachher die Albums einzuschicken. Ich hab' mir das nötige Geld geborgt und mir gleich tausend Schachteln Eppstein-Zigaretten kommen lassen. Erstens habe ich für mein ganzes Leben Zigaretten, und zweitens werde ich ohne große Schwierigkeit meine Albums voll bekommen."

Nein, das war nichts für mich. Tausend Schachteln Zigaretten! Meine Frau würde mit der Kaltwasserheilanstalt winken. Sie hält schon eine einzige Schachtel für übertrieben.

„Aber der Clou vom Ganzen," fuhr Cäsar fort und schnalzte mit der Zunge vor Entzücken, „das ist ein Gedicht für die Firma Bembem, Seidenstrümpfe. Versmaß nicht vorgeschrieben, Strophenzahl auch nicht, kinderleicht, und 2500 Mark der erste Preis. Allerdings, ich sage dir gleich, der erste Preis kommt für dich nicht mehr in Frage. Zu so etwas gehört Schmiß, Eleganz im Ausdruck. Weißt du überhaupt, was Bembemstrümpfe sind?"

„Ach ja," seufzte ich, „leider! Meine Aelteste seufzt schon seit drei Jahren nach Bembemstrümpfen. Ich habe ihr gesagt, sie soll sich in die Ecke setzen und sich ein Paar tüchtige wollene Strümpfe stricken, die sind billig, hygienisch und halten fürs ganze Leben. Den grünen Blick hättest du sehen sollen."

Cäsar lächelte.

„Mizzi trägt nur Bembemstrümpfe. Sie ist überhaupt ein süßer Fratz. Uebrigens, was ich sagen wollte: Gut, daß ich dich getroffen habe. Könntest du mir nicht bei dieser Gelegenheit die dreihundert Zloty abgeben, die ich dir neulich geliehen habe? Mizzi wünscht sich einen Brillantring zu Pfingsten." W. Sch.

Kehraus in Budapest.

Die berühmten kleinen Schenken in Budapest, die ein Anziehungspunkt für alle Fremden sind, werden bald vom Erdboden verschwunden sein. Sie können der neuen Sachlichkeit nicht mehr standhalten, und ihre schönen Namen werden bald nur noch Reminiszenzen sein: da ist das Restaurant „Zu den fünf Lerchen". Da „Die Blaue Flasche", eines heißt „Kleines Faß" . . .

Beim letzten Jahresende nahm der Verband der Budapester Restaurateure Anlaß, ein Heim für verarmte Kollegen zu eröffnen. Es erschienen über 50 Weinstuben-Besitzer, die alle der wirtschaftlichen Krise nicht mehr gewachsen waren. Ein Insasse war über 70 Jahre alt, ein anderer in Budapest ehemals als „Mohos-Bacsi" berühmt, dem der „Große Esel" einst gehört hatte.

Während der letzten Regierungszeit Kaiser Franz Joseph hatte ein kleines Restaurant in der Nähe des Königl. Schlosses besondere Berühmtheit erlangt. Dort bekam man nämlich für ein paar Kronen ein fürstliches Diner unter dem Namen: „Hof-Diner".

Alle wunderten sich, wie das mit rechten Dingen zugehen konnte, denn das Hof-Diner war wirklich von höfischem Prunk und unheimlich billig, während der Gastwirt dabei auch nicht zugrunde ging.

Des Rätsels Lösung kam denn auch einmal zutage: Oft hatte Franz Joseph bei der Tafel schon abgegessen, während die anderen Geladenen, die die Ehre hatten, weiter unten zu sitzen, gar nicht in die Verlegenheit kamen, davon kosten zu können. Lakaien kamen und servierten weiter . . . Der findige Gastwirt aber fand eine „Geschäftsverbindung", durch die er billig, sehr billig zu all den schönen Dingen kam, die unangerührt wieder hinausgetragen wurden . . .

Original und Schallplattenwiedergabe.

Eine glänzende Bestätigung für die hochwertige Technik der heutigen Schallplattenindustrie lieferte ein Versuch, der unlängst auf der Insel Cuba angestellt wurde. Die dortige Rundfunkstation veranstaltete unter dem Motto „Ein Stündchen technisches Rätselraten" eine Art Preisausschreiben, das die Unterscheidung von Originalvortrag und Schallplattenwiedergabe bezweckte. Es kamen insgesamt vierzehn Lieder durch den Rundfunk zum Vortrag. Bei diesen vierzehn Darbietungen sollte nun entschieden werden, welche Lieder durch die Schallplatte wiedergegeben worden waren und welche Lieder von der Sängerin selber zum Vortrag gebracht wurden. Wiewohl sich an dem Preisausschreiben 538 Personen beteiligten, sind im ganzen nur fünf richtige Lösungen eingelaufen, ein Beweis, wie ungeheuer schwer bei der heutigen Entwicklung der Schallplattentechnik die Plattenwiedergabe vom Original zu unterscheiden ist.

Möglichkeiten des Querschnittfilms.

Die ureigentliche Aufgabe des Querschnittfilms ist mit zwei Schlagworten umrissen: er soll Entwicklungen zeigen und Leistungen deuten. So wie es klar und bestimmt der Film tut, der kürzlich Laufbahn und Leben der Künstlerin Henny Porten zeigt. Unter diesem Gesichtspunkt wurde der Querschnittfilm geboren; doch war sich der Spiritus rector von Anfang an klar darüber, daß mit dieser Art eine Erschöpfung der Ergebnisse keineswegs erreicht war. Nicht nur einen Spiegel der Vergangenheit und Gegenwart soll der Querschnittfilm zeigen, sondern sich fähig erweisen, aus den Bildbeständen (die in Europa wohl nur bei der Ufa in so reichhaltigem Maße dem, der sie zu behandeln versteht und der sie zu bestimmen weiß, zur Verfügung stehen) neue, selbständige Werte zu schaffen, die einesteils zum ständigen Programm der Lichtspielhäuser gehören können, zum anderen aber nicht zu übersehende Dokumente einer kulturhistorischen Filmbibliothek (die wie die preußische Schallplattenbibliothek oder die Deutsche Bücherei, ein staatliches Unternehmen zu werden verdient) bilden sollten. Um ein Beispiel zu geben:



Emil Jannings und Lya de Putti, „Die Leidenschaftlichen". (Aus dem Querschnittfilm der Ufa „Rund um die Liebe".)

Der zweite Querschnittfilm „Rund um die Liebe", der für die Ufa hergestellt wurde, versucht in einigen Episoden die erwähnten Zukunftsabsichten anzudeuten. Eine knappe Szene sei hier geschildert: In einem Abschnitt, der den klassischen Liebesleuten gewidmet ist, wird der Zuschauer Zeuge des Abschieds Siegfrieds von Kriemhild; in glatter Folge schließt sich das nächste Bild an: Es scheint, daß Heinrich VIII. den Abschied auch beobachtet hat; er tritt hinter einem Vorhang hervor, schaut ins Bild, und nun beginnt die große Szene zwischen ihm und Anna Boleyn. Es mag zunächst befremdlich klingen, diese Verschmelzung zweier zeitlich und thematisch so verschiedener Stoffe: aber das klingt nur so. Dem korrekten, nüchternen Beschauer gibt ein Titel zum Anfang der ersten Szene Aufklärung, und im übrigen ist bildlich eine Zusammensetzung erreicht, die das Auge beruhigt. Kein Wirrwarr kleiner Bildfetzen, sondern ein glatter Uebergang einer Handlung in die andere, ohne daß dadurch eine von beiden ihre Selbständigkeit aufgibt. Hierdurch wird eine Festigung der inneren Struktur erzielt, Ermüdung vermieden und durch überraschende Effekte die Aufmerksamkeit angeregt.



Pola Negri, der Typ der „dämonischen Frau". (Aus dem Querschnittfilm der Ufa „Rund um die Liebe".)

392 668 Amerikaner — nicht aus Amerika

Die höchste Zahl der Auswanderer aus den Vereinigten Staaten meldet Kanada mit 234 147 Köpfen. Neufundland ist inbegriffen. Dann folgt Europa mit 77 063. Das Dorado ist da Frankreich mit 25 860, es folgt England mit 11 717, Italien mit 10 000. Deutschland bringt nur einen kleinen Anteil mit 3027 auf, während unter den Großstaaten Rußland mit 150 wohl auf den letzten Platz kommt.

In Asien leben 24 119 Amerikaner, davon 12 233 in China und überraschenderweise nur 3723 in Indien, in Indochina nur 51 und im großen Arabien überhaupt bloß 24.

In Afrika halten sich 3673 Einwanderer auf, davon 1125 im Süden, in Aegypten 664, in Madagaskar nur 89.

Südamerika weist 12 130 amerikanische Staatsbürger auf. Der Hauptanteil entfällt mit 3619 auf Argentinien, dann folgen Brasilien, Venezuela und Chile. Holländisch-Guyana meldet nur 14 Personen!

Mexiko und Mittelamerika zählen 19 614, davon Mexiko allein 14 607, Britisch-Honduras jedoch nur 30.

In Westindien und Bermudas leben 19 579, 515 in Haiti, während Cuba am meisten bevorzugt wird.

In diesen Zahlen sind Amerikaner aufgeführt, deren Wohnsitz für dauernd in diesen Ländern aufgeschlagen ist, also ungerechnet der großen Touristenschwärme, die alljährlich mehrmals über den Ozean kommen.

Werbekunst im alten Karthago.

Sie meinen vielleicht, daß die Reklame erst eine Errungenschaft unserer Zeit ist? Sie denken gewiß, daß man sich im Altertum nur in homerschen Versen über die Güte der Waren unterhielt, deren Eigenschaft man, auch dem Konkurrenten gehörig mit blumenreichen Vergleichen hervorhob?

Nun — in den Trümmern des alten Karthago haben Forscher der Antike eine Entdeckung gemacht, die so manchen Reklameleiter des 20. Jahrhunderts erblassen ließen. Bei den Ausgrabungen, die in den letzten Jahren vorgenommen wurden, sind unter andem auch Werte gefunden worden, die für die Kulturgeschichte der Welt Beweise lieferten, daß tatsächlich alles — zumindest in der Idee — schon einmal dagewesen ist.

Und so entfernte man von einer Lampe, die man dem Dunkel der 2000jährigen Vergangenheit entriß, den Staub und entdeckte auf dem Rand eine richtige Anzeige. Uebersetzt hieße sie ungefähr: „Bitte, kaufen Sie unsere Lampen! Nur einen Groschen! Es sind die Besten!"

Außerdem fehlte es dem findigen Erzeuger nicht an Witz. Denn die Gravierung war unauslöschlich im Metall. Und man kann sich das Entzücken der Konkurrenz vorstellen, die ein solches Exemplar ständig vor Augen haben mußte.

Künstliche Fischzucht im Meere.

Noch vor einem Menschenalter war der Glaube an den unerschöpflichen Reichtum des Meeres an Tieren aller Art verbreitet. Genauere Forschungen haben das als einen Irrtum nachgewiesen. So gibt es weite Flächen im Meer, die sich, ähnlich wie einzelne Landstriche, durch Armut an Tieren auszeichnen. Die Meinung, bessere Fischereigeräte würden eine Steigerung des Fischfanges zur Folge haben, stellte sich ebenfalls als unrichtig heraus, da eben nicht alle Teile des Meeres gleich fischreich sind. Die Ursachen dieser Erscheinung sind noch nicht ganz geklärt.

Um die Hochseefischerei ertragreicher zu gestalten, ist man jetzt in Norwegen auf den Gedanken einer künstlichen Zucht der Seefische gekommen. Unsere Flußfische würden schon längst nicht mehr auf der Mittagstafel zu sehen sein, wenn sie nicht in Fischteichen gezüchtet würden; die Nachfrage nach Austern wäre viel größer als das Angebot, würden die kostbaren Schaltiere nicht auf künstlich angelegten mit Schleusen versehenen Bänken gezogen. Es ist festgestellt worden, daß die größere Menge des Laiches der Meeresfische, als da sind Heringe, Schollen, Schellfische, zugrunde geht; teils durch Raubfische, durch räuberische Kruftentiere, aber auch durch den Seegang, der den Laich an das Land treibt, wo er vertrocknet.

Diesen Laich wollen norwegische Fischereigesellschaften sammeln lassen und in stillen Buchten einiger Fjorde aussetzen. Die Buchten sollen durch Buhnen noch extra geschützt und durch Stahlnetze gegen das Eindringen tierischer Seepiraten abgeschlossen werden. Dann kann sich die junge Brut ungehindert entfalten und ihrem Schicksal überlassen werden. Freilich ist die Frage noch nicht gelöst, in welcher Weise die Fütterung der Jungfische erfolgen soll. Der erste Versuch wird mit Schollen gemacht, die an der norwegischen Küste an Zahl abgenommen haben.

So phantastisch der Gedanke künstlicher Fischzucht im Meere auf den ersten Blick erscheinen mag, so wenig ist er es. Vor hundert Jahren hätte auch niemand geglaubt, daß man 1926 Krokodile und Schlangen in Farmen züchten und Karpfenlaich durch ganz Europa versenden würde.

Fröhliche Ecke.

„Bitte," sagt der Bettler, „geben Sie mir was zu essen!"
„Warten Sie einen Augenblick, bis mein Mann zurückkommt."
„Nee, danke — ich bin kein Kannibale."

*

Im Leichenschauhaus ist die Leiche des ertrunkenen Selbstmörders aufgebahrt. Kopfschüttelnd steht sein altes Mütterchen davor: „Willem, hättste es doch lieber jemacht wie Vatern und bist dotjesoffen!"